

Lautsprecher

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **29 (2016)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Lautsprecher

Flächen beschaffen für die Kunst

So spektakulär sie sind: Erweiterungsbauten von Museen bieten klassische Symptombekämpfung. Sie lösen akute Probleme. Aber nicht auf Dauer.

Glänzende Solitäre, gefeierte Architekten – so bejubelten Kunsthandel und Standortförderung in den Achtziger- und Neunzigerjahren die neuen Museumsbauten. Auf der grünen Wiese erbaut kündeten sie vom Ruhm potenter Sammler. Mitten in marode Stadtteile gestellt versprachen sie touristischen Aufbruch. Doch bald rissen die Häuser mit steigenden Betriebskosten Löcher in die öffentlichen Kassen. Heute ist die Aufgabe etwas kleiner, aber nicht unbedingt kostengünstiger. Sie heisst Flächenbeschaffung. In Basel zum Beispiel verschlangen die rund ein Drittel mehr Ausstellungsfläche für das Kunstmuseum ganze 100 Millionen Franken. Die Betriebskosten der auf drei Häuser angewachsenen Institution steigen um 4,8 Millionen auf rund 27 Millionen Franken pro Jahr. Der Kanton übernimmt davon gut 17 Millionen. Der Rest muss auf dem freien Sponsorenmarkt beschafft werden.

Basel ist nicht allein. Weder mit dem steigenden Selbstfinanzierungsgrad noch mit der Flächenbeschaffung. Bern, Burgdorf, Chur, St. Gallen, Lausanne, Riehen, Zürich – landauf, landab sind Erweiterungen im Bau oder geplant. Trotz einer der höchsten Museumsdichten weltweit und trotz sinkender Kulturretats. Der Druck ist hoch. Denn es geht gar nicht anders. Museen reagieren damit auf den Kunstboom der letzten Jahrzehnte (und konkret auf grösser werdende Werkformate). Sie stemmen sich mit Aus- und Anbauten gegen den sinkenden Anteil der zur Schau gestellten Werke, gegen das Problem überquellender Sammlungen.

Reizvolle Bauaufgabe

Das wäre freilich mit konservatorisch perfekt kontrollierbaren Lagerräumen auch gelöst. Doch in der Bewirtschaftung von Aufmerksamkeit via Kultur liegt eine ungebrochen hohe finanzielle und kulturelle Renditeerwartung. Egal ob die Institution privat gegründet oder von der öffentlichen Hand finanziert wird. Dazu braucht es aber Wechsausstellungen, die im harten Takt Publikum ins Haus schaufeln, und Sammlungspräsentationen, die uns alte Bekannte in neuem Licht zeigen.

Erweiterungsbauten sind deshalb auch Museen. Und diese verstehen Christ & Gantenbein, die Architekten spektakulärer Erweiterungen in Basel und in Zürich, als gebaute Orte erhöhter gesellschaftlicher Aufmerksamkeit.

Als Ort, wo sich Architektur absolut setzen kann wie sonst nirgends, wie Emanuel Christ im Schweizer Radio ausgeführt hat. Medientheoretisch gut beschlagen setzen sie darauf, dass räumliche Wahrnehmung den Kunstgenuss strukturiert, und spielen sie gerade deshalb nicht in den Vordergrund. Ihre Architektur dient einer auratisch aufgeladenen Kunstrezeption. Sie vermittelt den Reiz des Analogon und ergreift Partei für das Museum, wie es das Bildungsbürgertum einst definiert hatte: als Ort ästhetischer Anschauung. Einerseits. Andererseits trägt gerade deshalb ihr Vorschlag den Kern seines Scheiterns in sich. So lange die Aufgaben des Museums nicht neu definiert werden, kann er wie jede Erweiterung nur temporäre Entlastung bringen. Das ist aber nur bedingt eine Frage architektonischer und städtebaulicher Lösung.

Schwierige Symptombekämpfung

Die Aufgaben des Museums bestehen im Dreiklang von Sammeln, Bewahren und Vermitteln. Nicht aller, sondern derjenigen Werke, die ins kulturelle Gedächtnis aufgenommen werden sollen. Museen entziehen sie dem Verwertungszusammenhang und garantieren dafür ihre Erhaltung. Öffentlich finanzierte Kulturhäuser belegen sie ausserdem mit dem Tabu des Wiederverkaufs. Damit aber handeln sie sich Folgekosten ein, die sie nie wieder loswerden. Jede Ankaufspolitik bleibt so eine prekäre Wette auf die Zukunft. Doch Ankaufstopps oder weniger Wechsausstellungen lösen das Problem nicht: Das Museum hat die Aufgabe, Geschichte und Gegenwart zu filtern und in die Zukunft zu vermitteln. Museen, meint der künftige Direktor des Kunstmuseums Basel, Josef Helfenstein, seien zwar Orte des Staunens und der Bildung – aber auch der öffentlichen Diskussion. Denn das Publikum strömt nur dann ins Museum, der «return on investment» gelingt nur, wenn dort relevante Fragen gestellt und wichtige Werke zu sehen sind.

Mit der Finanzierung der erweiterten Fläche und steigender Betriebskosten alleine ist es also nicht getan. Die Arbeit an den Inhalten bleibt zentral. Sonst bekämpfen die Erweiterungen lediglich Symptome. Und weil wir sie uns im Moment gerade noch leisten können. Meret Ernst ● Literaturhinweis: Walter Grasskamp, Das Kunstmuseum. Eine erfolgreiche Fehlkonstruktion. Beck, München 2016



Meret Ernst ist Redaktorin Kultur und Design von Hochparterre.